



Unverkäufliche Leseprobe

**Jana Frey**

**Ich, die Andere**



14,0 x 21,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag  
360 Seiten, ab 12 Jahren, Juni 07  
12,90 EUR [D]  
13,30 EUR [A], 23,50 CHF  
ISBN: 978-3-7855-5865-2

[www.loewe-verlag.de](http://www.loewe-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2007 Loewe Verlag, Bindlach

## *januar*

*ein karzinom.*

*sie weinte, und mein vater raufte sich die haare.*

*„warum nur? was habe ich getan? warum straft allah mich so? all die kinder, die ich verloren habe! und jetzt das!“*

*sie schrie es heraus und riss sich an den haaren und schlug sich auf die brüste, auf die gesunde und auf die kranke, so lange, bis mein vater ihr die hände festhielt.*

*sercan und ich weinten ebenfalls.*

*wir hatten alle angst.*

Es waren die letzten zerdrückten Jasminblüten, die meiner Mutter aus dem Büstenhalter fielen. Sie weinte, es war eine Woche nach der Diagnose, und ich fand ihr Geheimnis heraus: ein kleines, orientalisches Holzkästchen mit filigranem, verziertem Deckel. In ihm bewahrte meine Mutter die getrockneten Blüten für den Winter auf.

„Yildiz, Yildiz“, stöhnte mein Vater und nahm sie in die Arme.

Plötzlich war er ein alter Mann, von einem Tag auf den anderen.

Meine Mutter kam ins Krankenhaus, und Tante Burcu kam, beladen mit Taschen und Koffern, um unseren Haushalt für uns zu führen. Sie und ihr kleiner, ewig vor sich hinbrabbelnder Sohn schliefen im Ehebett meiner Eltern, während mein Vater bei Sercan schlief.

„Ich habe Angst“, sagte ich zu Ana.

Ana nickte, nahm mich in den Arm und zählte mir die Menschen auf, die diese Krankheit überlebt hatten.

Auch Allah versuchte, mich zu trösten.

Weine nicht, kleine Kelebek, sagte er behutsam. Ich sor-ge für deine Mutter.

Wird sie es schaffen?, fragte ich tonlos, ich fühlte mich schwer wie Blei.

Dazu sagte Allah nichts, und sein Schweigen machte mir doppelt Angst.

Und dann ist er eines Tages da, er steht vor dem großen Schultor, an einen Baum gelehnt.

Die Sonne scheint an diesem Mittag, obwohl es eiskalt ist.

Ein paar dünne, zerzauste Krähen hüpfen auf dem Gehweg herum und suchen nach Futter oder Zeitvertreib, oder vielleicht hüpfen sie auch einfach nur so, vielleicht ist dieses Herumhüpfen ihre Bestimmung.

Er trägt einen roten Pullover, darüber ein schwarzes Sakko, eine helle Hose, seine Haut ist ein bisschen blass, winterblass. Er hat beide Hände hinter dem Kopf verschränkt und hält sein Gesicht in diese blendende Wintersonne.

Ich gehe auf ihn zu, bleibe stehen und schaue ihn aus allernächster Nähe an, seine hellblauen Augen, die goldfarbenen Haare, die hohe Stirn.

Er lächelt.

„Komm, gehen wir ein Stück.“

Bin ich Aviva? Laut und lustig? Siri, die verträumte und nachdenkliche Sonnenanbeterin? Daphne, die schwerfällige Raupe? Kelly? Kelebek?

Ich weiß es nicht, ich weiß gar nichts.

Ich habe das Gefühl, jeden Moment zu stolpern, so weich fühlen sich meine Beine an. Aber ich stolpere nicht.

Wo gehen wir hin? Eigentlich ist es mir ganz egal.

„Wie hast du mich gefunden?“, frage ich schließlich, mein Herz klopft zum Zerspringen dabei. Wir gehen die Straße hinunter, obwohl ich doch eigentlich in die entgegengesetzte Richtung muss.

„Das war nicht schwer. Du standst im Sonnenschein auf dem Rathausplatz und hast mir beim Geigenspielen zugeschaut, es war der einundzwanzigste März, nachmittags um halb vier“, sagt Janosch. „Du hast gelächelt, und ich guckte dich an und sah deine eigenartigen, geheimnisvollen Augen ...“

Ich schlucke verlegen, aber dann schüttele ich den Kopf.

„Nein, ich meine heute. Wie hast du mich heute gefunden?“

Janosch lächelt.

„Detektivarbeit“, sagt er dann, mehr nicht.

„Ich will dir etwas zeigen, meinen Lieblingsplatz.“

Wir laufen durch die Straßen, hier und da liegt ein bisschen grauer Stadtschnee.

„Ich komme aus Warschau“, erzählt Janosch, während wir nebeneinanderher gehen, beim Laufen berühren sich ab und zu unsere Jackenärmel.

Ich habe meine schwarze Daunenjacke an und ein anthrazitfarbenes Kopftuch.

„Meine Mutter ist Polin, Polin mit tschechischen Wurzeln, mein Vater ist Deutscher. Wir sind erst vor einem Jahr hierhergezogen. In Polen liegt jetzt dicker Schnee, das ganze Land versinkt darin.“

Was mache ich hier? Was ist, wenn mich jemand aus meiner Familie sieht? Ich gehe irgendwohin, in Begleitung eines fremden Jungen, den ich im Grunde gar nicht kenne, obwohl zu Hause Tante Burcu mit dem Mittagessen wartet. Mein Vater ist noch in seiner Gärtnerei, meine Mutter in der Klinik.

Sercan wird auf dem Heimweg von der Schule sein. Er besucht ein technisches Gymnasium, er will später mal Ingenieur oder Architekt werden.

Aisha und Cem wohnen ebenfalls ganz in der Nähe, ihre neue kleine Wohnung ist am Brunnenplatz, ein Katzensprung von hier.

Wir laufen eine steile Straße hinauf, die Innenstadt und die Altstadt liegen nun hinter uns.

„Hier lang“, sagt Janosch. Wir gehen noch ein Stück, dann erreichen wir den kleinen Goethepark. Hier soll Goethe einmal zur Kur gewesen sein, ein Chausseehaus

im Inneren des Parks heißt ebenfalls nach ihm, eine Gedenktafel hängt an der hohen, hölzernen Eingangstür.

„Ich liebe die Natur“, sagt Janosch. „Warst du schon mal in Masuren?“

Ich schüttele den Kopf.

„Das ist eine riesige, wunderschöne Seenlandschaft im Norden von Polen, in Ostpreußen. Meine Großeltern leben da. – Halt, hier müssen wir lang.“

Janosch greift spontan nach meiner Hand, ich zucke zusammen und ziehe meine Hand zurück.

Wir haben einen schmalen Pfad erreicht, ich habe das Gefühl, in einen Wald, eine Höhle einzutauchen. Janosch geht vor mir her, dicht vor mir, und schiebt ein paar dornige Äste für mich zur Seite.

Dann sind wir da.

Es ist eine Weide mit tief, tief, tief hängenden Ästen, wir schlüpfen hindurch und bleiben stehen.

„Hier verschwinde ich manchmal“, erzählt Janosch.

Es ist dämmerig hier, dämmerig und ruhig. Die Welt ist weit, weit weg.

„Am Anfang hat mir Warschau schrecklich gefehlt“, sagt Janosch.

Dann schweigt er wieder.

Ab und zu schafft es die Sonne doch, durch die dicht hängenden Äste zu brechen, bunte Lichtspiele auf seinem hellen Gesicht, das mir so vertraut vorkommt, als würde ich es schon immer kennen.

„Aviva“, sagt er plötzlich. „Siri. Kelebek. Kelebek Aydir-mir.“

Er lächelt sein kryptisches Lächeln, und ich erkenne es wieder. So lächelt er auch, wenn er über und über silbern geschminkt auf seinem silbernen Sockel steht wie eine Märchenfigur der besonderen Art.

„Du stammst aus der Türkei, nicht wahr?“

Ich nicke.

„Und du kannst wunderschön malen, so schön, dass deine Bilder schon in Galerien hängen.“

„Nur eines“, sage ich schnell.

„Deine Kunstlehrerin hat mir von dir erzählt“, verrät Janosch da.

„Frau Nehemias?“

Janosch nickt. „Ja, als ich dein Bild angeschaut und mich erkannt habe. Da habe ich gefragt, von wem das Bild ist.“

Zum ersten Mal schaffe ich es zu lächeln.

„Sehen wir uns wieder?“, fragt Janosch, als er mein Lächeln sieht.

Ich nicke und habe Herzklopfen, Herzklopfen, Herzklopfen.

Du siehst glücklich aus, sagt Allah mit seiner sanften Stimme, sie klingt zufrieden.

Ich bin zu Hause und schließe die Tür auf.

„Kelebek, wo warst du?“, rief meine Tante ungehalten. Aus der Küche roch es nach Mittagessen, nach Köfte, mein Magen knurrte, auf einmal hatte ich einen Riesenhunger.

Auch Sercan machte ein unzufriedenes Gesicht.

„Wir haben uns Sorgen gemacht“, brummte er ärgerlich und warf mir einen gereizten Blick zu.

„Es tut mir leid“, sagte ich und schlüpfte aus meiner Jacke. Auch mein Kopftuch nahm ich ab, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass niemand Fremdes im Haus war. In der letzten Zeit brachte Sercan manchmal einige seiner neuen Freunde mit, die er in der Moschee kennengelernt hatte.

„Wo warst du?“

Die Frage hing im Raum, hing zwischen uns und ließ sich nicht zur Seite schieben.

„Es hat ... in der Schule länger gedauert“, sagte ich schließlich. „Frau Nehemias wollte etwas mit mir besprechen. Es ging um ein Kunstprojekt ...“

Tante Burcu schüttelte den Kopf und schnalzte mit der Zunge, wie sie es immer tat, wenn sie unzufrieden war. „Und darum kommst du fast zwei Stunden zu spät nach Hause? Tz tz tz ...“

„Es tut mir leid“, sagte ich erneut und setzte mich an meinen Essplatz. Die anderen hatten schon gegessen, nur mein Gedeck stand noch da.

Fatih hockte auf dem Boden, lutschte laut schmatzend am Daumen, und als ich ihn ansah, grinste er mir zu. Um ihn herum lag sein Spielzeug verstreut.

„Spiel mit mir, Kelebek, bitte“, nuschelte er auf Türkisch. Fatih konnte kein Wort Deutsch, niemand sprach es mit ihm. Vor ein paar Tagen war er elf geworden. Was sollte nur später aus ihm werden?

„Wie geht es Mama heute?“, fragte ich, während meine Tante meinen Teller füllte.

„Oh, nicht gut, nicht gut“, seufzte Tante Burcu und schnalzte wieder mit der Zunge.

Dann ging sie zurück in die Küche, und ich hörte sie leise murmelnd beten.

„Ich gehe in die Moschee“, sagte Sercan und ging ebenfalls.

„Bist du mir noch böse?“, rief ich ihm hinterher.

Sercan drehte sich um.

„Ich war nicht böse“, sagte er. „Ich habe mir nur Sorgen gemacht. Komm in Zukunft pünktlicher, dann ist alles in Ordnung ...“

Er winkte noch einmal, dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloss.

Kann man gleichzeitig glücklich und unglücklich sein?

Kann man das?

Voller Freude und voller Angst sein?

Ich besuchte meine Mutter im Krankenhaus, im selben Krankenhaus, in dem vor so kurzer Zeit meine Großmutter gestorben war.

„Mama“, sagte ich leise und küsste ihre Hand.

Der Geruch nach Jasminblüten war verschwunden, stattdessen roch sie nach Krankenhausseife, Angst und schlaflosen Nächten. Unter ihren Augen lagen sorgenvolle Schatten.

„Mein Mädchen“, sagte meine Mutter.

Sie trug sogar im Bett ihr Kopftuch, so ordentlich wie möglich hatte sie es festgesteckt.

Bald würden ihr darunter die Haare ausfallen, der Arzt hatte uns alles genau erklärt.

Auf dem kleinen Schulhof, der zu unserem Pavillon gehörte, hatte jemand aus vielen, vielen knallroten Hagebutten ein Herz gelegt, ein Herz mit einem K darin.

„He, seht mal, wie romantisch“, rief Freya, als wir am Morgen auf den Hof kamen. Sie blieb stehen, genau wie alle anderen.

„Wer kann damit gemeint sein? K? Das muss ja eine Riesenarbeit gewesen sein ...“

Ana schaute mich an.

„Du?“

Ich hob verlegen die Schultern. Konnte das sein? Konnte das Herz tatsächlich mir gelten?

„Kelly, nun sag schon ...“, verlangte Ana und drückte meine Hand. „Ich sehe dir doch an, dass da etwas ist!“

Aber ich sagte nichts, noch nichts. Die Sache mit Janosch und mir war noch zu kostbar, zu gefährdet, zu vage, um sie auszusprechen. Was, wenn ich mir etwas einredete? Vielleicht war für ihn alles ganz harmlos, nur ein Spaß, ein Zeitvertreib. Schließlich musste er ein bisschen verrückt sein: silbern geschminkt, Mundharmonika spielend, auf der Geige fiedelnd ...

Ich schaute mich verstohlen um, aber da war niemand außer uns.

Ich war verwirrt. Was wusste ich eigentlich von Janosch?

Er konnte singen, Geige, Mundharmonika und Schlagzeug spielen, er stammte aus Polen und liebte diese Seenlandschaft in Ostpreußen, wo seine Großeltern lebten, er hatte eine Vorliebe für den kleinen Goethepark und verkroch sich dort, wenn ihm danach war, unter einem alten, riesigen Weidenbaum.

Das war alles, alles andere war ein Geheimnis.

Wo wohnte er? Wo ging er zur Schule?

Auch seinen Nachnamen wusste ich immer noch nicht.

Warum hatte ich bloß nicht noch einmal nachgefragt?

„Ich habe übrigens gestern ... mit Jacy geschlafen“, sagte Elena in der großen Pause unvermittelt. Wir waren auf unserer Mädchentoilette im Dachgeschoss, hatten uns dort vor der Kälte verkrochen. Das rätselhafte Herz mit dem K darin hatten Unterstufenschüler zertreten und die Hagebutten auf dem Hof herumgeschossen.

Wir starrten sie an.

„Echt?“, fragte Emma schließlich.

Elena nickte und schob sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Gleich darauf knabberte sie daran.

„Und, wie war es?“, erkundigte sich Freya gespannt.

Elena zuckte mit den Achseln.

„Gut“, sagte sie dann knapp.

„Gut?“, wiederholte Ana. „Ist das alles? Gut?“

Elena nickte.

„Hallo? Geht es auch ein bisschen ausführlicher?“, drängte meine beste Freundin und rückte näher an Elena heran.

Elena zündete sich eine Zigarette an, wir beobachteten sie alle stumm.

Helles Licht fiel durch die alten Sprossenfenster.

„Was starrt ihr denn so?“

Elena nahm einen tiefen Zug. Ihre Fingernägel waren lila lackiert, aber der Lack blätterte schon ziemlich stark ab. Auf den Daumen hatte sie nur noch kleine lila Lackinseln. Nervös wühlte sie in ihrer lila Umhängetasche.

„Will jemand einen Zahnpflegebonbon mit Wassermelonegeschmack?“, fragte sie dann und klapperte mit einer kleinen Schachtel.

Wir schüttelten gleichzeitig die Köpfe.

„Wir wollen keine Bonbons, wir wollen Infos, Elly!“, drängte Freya.

Elena seufzte. „Es war ... schnell“, sagte sie dann zögernd. „Ich wusste nicht, dass es so schnell gehen würde. Es hat im Grunde nur ein paar Sekunden gedauert.“

„Nur ein paar Sekunden?“, wiederholte Emma.

„Müsst ihr ständig alles wiederholen, was ich sage?“, regte Elena sich auf.

Wir schwiegen betreten, es begann das erste Mal zu klingeln – gleich war die Pause um, und wir mussten wieder hinunter zu unserem Pavillon. Hier im Hauptgebäude waren nur die Unterstufen und die naturwissenschaftlichen Räume untergebracht.

„Es war ... irgendwie ein bisschen nichtssagend“, gestand Elena in diesem Moment und sah auf einmal nicht sehr glücklich aus. „Jacy ... er hat mich ziemlich überrumpelt damit. Plötzlich war es dann so weit ...“

„Wo – wo wart ihr denn?“, erkundigte sich Freya. „Ich meine, als ihr es – getan habt?“

„Bei einem Kumpel von Jacy“, sagte Elena.

Und dann sagte sie noch etwas.

„Und heute morgen floss sein Zeug aus mir raus, stellt euch das mal vor ...“

Dazu sagten wir nichts. Es läutete zum zweiten Mal.

„Ob das normal ist?“, fragte Elena leise.

Ich war mir sicher, ich würde es nie tun.

Ich musste für einen Moment an Aisha denken, die jetzt schwanger war.

Ihre Hochzeitsnacht in Sidanya: Tante Pembe und Tante Ayse hatten am Morgen ohne viel Aufheben das Bettuch der beiden geprüft. Und weil Tante Ayse ja blind war, war es im Grunde nur meine Tante Pembe gewesen, die Aishas Blut gesehen hatte.

„Braves Mädchen“, hatte ich sie sagen hören. Dann hatte sie das Bettlaken zusammengerafft und fortgebracht.

Nein, ich würde so etwas nie tun.

Wie konnten es die Menschen nur so hemmungslos tun?

Wie hatte es Elena tun können?

Das war ja noch viel schlimmer als das, was Laila und ich getan hatten.